Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 23 (1967)
Heft: 4

Rubrik: Aufgespiesst

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zahlenmäßigen Minderheiten vernachlässigen ... Mit dem Übergang auf die elektronische Datenverarbeitung haben [aber] die verwendeten Maschinen eine weitaus größere Beweglichkeit erhalten ... Seit kurzem ist man auch in der Ausführung der Schreibelemente so beweglich, daß man mehr Buchstaben und Zeichen verwenden kann. Es existieren zum Beispiel schon Computer, die klein und groß schreiben können, und theoretisch kann auch ein Computer heute schon ä, ö und ü schreiben. Aber alles hat seinen Preis, und so entstehen für diese besonderen Leistungen auch zusätzliche Kosten, und wir müssen die Entscheidung hierüber natürlich unseren Kunden überlassen. Aber wir wissen, daß alle Möglichkeiten, die bestehen, um den Kundendienst zu verbessern, auch immer sehr bald auf dem Markt Eingang finden, und so möchten wir Sie bitten, weiterhin auszuharren ...

„Dokumentalist“ (zu Heft 3, Seite 90)

In Deutschland heißt dieser verhältnismäßig neue Beruf *„Dokumentar“*, offenbar nach dem Vorbild von Bibliothekar. *„Dokumentalist“* ist offenbar dem französischen *documentaliste* nachgebildet. *C. W.*

Dokumenter wäre sicher die kürzeste, einfachste Lösung. Aber ob sie Aussicht hat, sich durchzusetzen? Einmal ist meines Wissens der *Dokumentalist* in Fachkreisen längst eingebürgert (daß ihn die Bundesverwaltung „erfunden“ habe, stimmt sicher nicht). Und dann ist das eben, im Gegensatz zum simpeln *Dokumenter,* eine Wortbildung, die „etwas vorstellt“! Das Vorbild *Sortimenter* kann da nichts beweisen, denn es ist eine bloße Abkürzung, die in Fachkreisen üblich ist (unter Fachleuten, wo man sich nichts vormachen muß!); nach außen heißt der Sortimenter *Buchhändler,* ganz genau: *Sortimentsbuchhändler.* — Der Vorschlag *Dokumenter* wäre sprachlich gut; aber er sieht daran vorbei, daß die Sprache nicht nur der Verständigung dient, sondern eben auch dazu herhalten muß, etwas (zum Beispiel sich selbst) auf eine bestimmte Weise darzustellen, hinzustellen, vorzustellen — zu repräsentieren!

km

Aufgespießt

„Alemannisches Französisch“

Den Gipfel von Entstellung der elsässischen Situation hat mit einem Bericht aus Freiburg die „Frankfurter Allgemeine“ erstiegen (15. März). Da las man, zwischen dem Elsaß und Baden sei die sprachliche Verständigung heute erschwert. Warum? Weil das „Elsässer Dietsch“ nicht mehr die Sprachbrücke über den Rhein bilde. Im Elsaß spräche jetzt alles, alt und jung, ein „alemannisches Französisch“, in Baden aber weigere man sich, die Sprache des Nachbarn zu lernen!

Man muß schon sagen, so viel Unsinn ist schon lange nicht mehr auf engem Raum zusammengetragen worden, dazu in einer unserer ersten Zeitungen. Eine kurze Umschau bei den Elsässern, die heute so gern und zahlreich in den Schwarzwald fahren oder auch in badischen Betrieben arbeiten, hätte den Berichterstatter darüber belehrt, daß das Elsässer Ditsch (nicht „Dietsch“) nach

wie vor als zuverlässige Sprachbrücke am Rhein funktioniert. Wenn der Berichterstatter aber recht hätte, wenn wirklich die Sprache, die im Elsaß seit mehr als 1500 Jahren gesprochen wird, zugrunde ginge — wäre es da nicht wichtiger (und europäischer), eine solch verbohrte und vernunftwidrige Sprachen- und Schulpolitik, die daran schuld wäre, anzuprangern?
Und was heißt „alemannisches Französisch"? Davon hat man noch nie etwas gehört. Meint der Berichterstatter alemannisch gedachtes und gesprochenes, also schlechtes Französisch? Und sollen dann die Badener, die sich jahrhundertelang auf die direkteste Art mit den Elsässern verständigen konnten, schlechtem Französisch zuliebe auch schlechtes, d. h. alemannisches, Französisch sprechen? Sollen Badener und Elsässer vor der Welt das groteske Schauspiel aufführen, daß sie sich quasi als Pariser verkleiden, wenn sie miteinander reden wollen?
Ohne Zweifel besteht in der Nachbarschaft der französischen Grenze ein Interesse, die Sprache Frankreichs zu lernen, und es wird dafür auch schon manches getan. (Sprachkurse für die Jugend.) Aber eine einfache Überlegung sollte auch die Redaktion der FAZ zur Erkenntnis führen, daß die Art und Weise, wie die deutsche Sprache im Elsaß immer noch behandelt, vielmehr mißhandelt wird, auf der Gegenseite keine Begeisterung für das Französisch wecken kann. *(„Der Westen")*

Sagt Johnson

Fordert de Gaulle: . . . Kontert Adenauer: . . . So schreibt der „Spiegel", und andere machen es ihm nach. Ist es falsch oder richtig, solche Ankündigungssätze auf den Kopf zu stellen, indem man den Satzgegenstand (den Täter) auf den zweiten Platz verweist? Der „Spiegel" könnte zu seinen Gunsten anführen: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", „Kommt ein Vogel geflogen". Zu Unrecht. Diese Liedanfänge wirken schlicht und vertraut. Nicht so die „Spiegel"-Sätze. Diese wollen auffallen, aufreizen. Sie wirken lässig, nachlässig; ein ironischer Unterton schwingt mit, ein Ton der Geringschätzung. Die Umstellung spart keinen einzigen Buchstaben zu Gunsten größerer Lettern; sie ist nichts als Mache. Es ist der Stil des Maulabwischens. Bei manchen Lesern schlägt es ein; manche gewöhnen sich daran und rühmen ihm nach, er sei sachlich und unpathetisch. Mit hämischer Freude genießen sie die Respektlosigkeit gegenüber den „großen Tieren" und merken nicht, daß sich die Respektlosigkeit auch gegen den Leser richtet.

Paul Stichel („Zürichsee-Zeitung")

Ab und an

Präfixe vor Verben differenzieren, intensivieren oder verdeutlichen den Sinn. Beispiel: entkleiden, bekleiden, verkleiden. Auch Vorwörter (Präposita) können als Präfixe funktionieren. Beispiel: ansprechen, absprechen, zusprechen oder durchleuchten, ausleuchten, ableuchten. Die Neigung, Grundverben durch Präfixe aufzuschwellen, nimmt zu, wenn einige Symptome zu diesem Schluß berechtigen. Dafür gibt es gute Beispiele und schlechte. Wenn statt „schildern" das Verb „abschildern" gebraucht wird, dann drückt das vorgesetzte „ab" das meist mühsame, ungeniale, umständliche Nacheinander ironisch-tadelnd aus. Solche Präfigierung hat ihren guten Sinn. Was aber besagt anmieten? Die Y-AG, eine Gesellschaft von zeitgemäßem Ausdehnungsdrang, hat in X-Stadt schon Räume angemietet. Was heißt da „an"? Oder: Das Projekt ist noch nicht genügend abgeklärt. Das Verb und vor allem das Partizip abgeklärt ist freilich alt und guter Sprachgebrauch. Ein abgeklärter

Mensch oder Charakter (meist ein älterer) verdankt sein „ab“ wohl dem Vergleich mit dem Wein, nachdem alle Gärung „abgeklungen“ und die trüben Stoffe sich abgesetzt haben. Wenn die Bildvorstellung von sinkenden Trübstoffen bei den abzuklärenden Fragen, Projekten und Problemen zugrunde liegt, dann hat das Präfix seinen Sinn. Doch würde schlicht klären den Sachverhalt oft zutreffender ausdrücken. Wie ist es mit dem Schlagabtausch unter Boxern? Was heißt da „ab“? Die Technik regt viele neue Präfigierungen an. So sind seit der Schallplatte und dem Tonband abspielen, anspielen, hereinspielen, überspielen geläufig. Gelegentlich wird auch noch gespielt, schlicht gespielt. *K. K. („Frankfurter Allgem. Zeitung“)*

Effektiv

Kürzlich wurde ich unfreiwilliger Zeuge eines Gesprächs. Zwei Damen blätterten in einer Kunsthandlung in Kunstbüchern. Meinte die eine, El Greco sei effektiv nicht leicht zu deuten. Womit sie recht hatte. Weniger recht hatten die beiden, als sie in ihrem plätschernden Geplauder mindestens in jedem dritten Satz effektiv sagten. Effektiv sei der künstlerische Schmuck der Hochschule daneben geraten, die eine; sie könne effektiv auch nichts anfangen damit, die andere; effektiv sei der Lehrer vom Urseli parteiisch; effektiv hätten sie trotz des schlechten Sommers gutes Wetter gehabt; effektiv — endlich waren sie so weit! — hätten sie noch nicht eingekauft... effektiv und kein Ende! Ein Allerweltswörtlein dieses effektiv, das da als Unkraut überall aus jeder Ritze unseres Sprachbodens sproßt. Kein besonders schönes, aber zurzeit untödiges, eins, das immer irgendwie paßt, eins das einen gewissen weltläufigen Anstrich gibt, eins das sich ohne Zungenstolpern gebrauchen läßt, eins das Effekt macht. Effektiv! Nun, diese Modetorheit ist an und für sich zu geringfügig, um sich darüber zu ärgern. Und ich habe es darum nur ins Blickfeld und nicht an den Pranger gestellt. Abgesehen davon, daß es „effektiv“ keinen Wert hätte und „effektiv“ nichts nützen würde, und noch einmal abgesehen davon, daß ich mich vielleicht in den nächsten fünf Minuten selbst dabei ertappe, effektiv gesagt zu haben...
„Eines schickt sich nicht für alle!“ hat Goethe gedichtet — eines schickt sich nicht für alles, möchten wir in bezug auf effektiv sagen, und vielleicht überlegen wir uns doch einmal, ob wir es nicht doch ein wenig abbauen wollen in unserem täglichen Sprachgebrauch. So wie man beispielsweise weniger Zigaretten raucht. Weil effektiv nämlich „effektiv“ meist völlig unnötig ist und wirklich und tatsächlich genau den gleichen Dienst tun. Effektiv, Entschuldigung bitte, in der Tat! *B. („Die Ostschweiz“)*

Sprache: Mangelhaft

Es gibt auch bei uns Leute, die Schachtelsätze schreiben und veraltete Formen „pflegen“. Selbst unter Berufsschreibern — Journalisten — gibt es weit mehr, die eine ausgelaugte Sprache schreiben, als solche, die kurze, klare und erst noch kernige Sätze bilden. Was nun mit gewissen Beamten in England geschieht, sollte in noch größerem Umfang bei uns vorgenommen werden.
Dreihundert Angehörige der oberen Beamtenlaufbahn in England müssen noch einmal zur Schule gehen. Man konnte nämlich die Feststellung machen, daß sie bei der Abfassung ihrer Instruktionen derart pompöse Sätze und altmodische grammatische Regeln anwandten, daß es unmöglich war, den Sinn des Niedergeschriebenen zu verstehen. Die dreihundert Beamten müssen noch einmal die Grundbegriffe der Stilistik und Grammatik der englischen Sprache erlernen. *(„Die Südschweiz“)*

Amtlich

Aus dem Reglement über den Zutritt zum Areal eines schweizerischen Unternehmens:
„Personen, denen in Anwendung von Ziffer 4 Zutritt zum Areal gewährt ist oder wird, ist nur der Zutritt zu Gebäuden und Räumlichkeiten, deren Betreten zur Erfüllung des Zweckes des Zutritts zum Areal notwendig ist, gestattet."

H. H. („Nebelspalter")

Die Volkssprachen in Frankreich

Die Zeitschrift „Europa Ethnica" bringt von Michel Legris, Mitglied der Académie française, folgende Feststellungen:
„Das Überleben der lokalen Sprachen stellt sich vorerst als ein kulturelles Problem dar. Die lokale Sprache einer Volksgruppe ist nicht nur ein Objekt für Sprachforscher. In ihr spiegelt sich die moralische und geistige Struktur einer Volksgruppe... Das Verschwinden einer einzigen Volkssprache ist genauso beklagenswert, wie es das Verschwinden eines griechischen Tempels, der ägyptischen Pyramiden oder der romanischen Kirchen wäre.
Während die Regierung ein Inventar der kleinsten Kapelle, des kleinsten Menhirs aufstellt, die zum baulichen Kunstbestand gehören, *bekümmert sich Frankreich nicht um das kulturelle Erbe, das seine lokalen Sprachen darstellen.* Wir versündigen uns an unseren Nachkommen.
Der Rückgang der lokalen Sprachen, konstatieren zahlreiche Lehrer, kommt nur scheinbar dem französischen Sprachunterricht zugute. Oft können die Kinder weder die eine noch die andere Sprache. Man gelangt zu einer doppelten Unkultur."

Im Zuge der Vereinheitlichung... St. Gallen erfindet den „Gemeindammann"

Es scheint mir einen einzigen Grund zu geben, beim Worte „Gemeindeammann" das „e" auszulassen. Durch die Verbindung der beiden Worte „Gemeinde" und „Ammann" treffen zwei Vokale, „e" und „a" aufeinander. Das Auslassen des „e" mag die Aussprache etwas flüssiger machen. Was dadurch sprachlich gewonnen wird, ist jedoch nicht der Rede wert und wird mehr als nur wett gemacht, wenn der Leser stutzig wird bei der ungewohnten, um nicht zu sagen falschen Wortverbindung. Zudem glaube ich nicht, daß die sankt-gallischen Gesetzesschreiber aus phonetischen Erwägungen den „Gemeindammann" in Verfassungs- und Gesetzestexte eingeschmuggelt haben, die gelegentlich dialektische Ausdrucksformen (wie Gemeindamme) ins Schriftdeutsche hineintragen. Der Amtsstil ist ja bekanntlich ohnehin nicht als ein nachahmenswertes Muster guter Sprache zu empfehlen.
Nun doziert die Staatskanzlei, daß Amtsstellen an die gesetzliche Bezeichnung „Gemeindammann" gebunden seien und daß auch Tageszeitungen sich darauf verpflichten sollten. Dem halte ich entgegen: Die Staatskanzlei ist keine „Académie française", keine sprachliche Instanz. Wie wenig sie übrigens dafür begabt ist, beweist sie selber, wenn sie auf die Lächerlichkeit verfällt, zu meinen, durch die Auslassung des „e" könne ein Unterschied zum Ausdruck gebracht werden zwischen dem unterentwickelten „Gemeindeammann" anderer Kantone und dem vollwertigen St.-Gallischen „Gemeindammann". Um zur Möglichkeit einer andern Sinndeutung des Wortes zu gelangen, müßte man gerade auch noch das vorausgehende „d" weglassen, wodurch jedoch St. Gallens Ehre kaum gefördert würde.

Wie kann man überhaupt in solchen Nichtigkeiten so schulmeisterlich sein. Es ist doch inhaltlich vollkommen ein und dasselbe, ob einer Gemeindeammann oder Gemeindammann schreibt. Ob so oder so, ist lediglich eine Frage des Sprachgefühls und keineswegs der Gesetzestreue. Ein gutes Sprachempfinden aber, glaube ich, schenkt seine Sympathie dem „Gemeindeammann" und nicht dem halb dialektischen, eben leider nur halb dialektischen „Gemeindammann". Dr. J. S. („Die Ostschweiz", 1. 6. 1967)

Deutsch in Belgien

Die belgische Regierung hat den Todsünden in der deutschen Sprache, die von den öffentlichen Behörden begangen werden, den Kampf angesagt. Die deutschsprachigen Ostkantone mit den Zentren in Eupen und Malmedy wurden aufgefordert, Entgleisungen auf sprachlichem Gebiet dem Büro des Ministerpräsidenten Vanden Boeynants zu melden. Das in Eupen in deutscher Sprache erscheinende „Grenz-Echo" hat sich bereit erklärt, die Reklamationen der 100 000 in diesem Gebiet wohnenden Bürger weiterzuleiten. Obwohl Deutsch im Gegensatz zu Niederländisch und Französisch in Belgien nicht offizielle Amtssprache ist, müssen die Behörden auf eine in deutsch abgefaßte Anfrage auch in deutsch antworten. Dabei kommt es nach Darstellung der Regierung häufig zu den gröbsten Schnitzern in Grammatik und Orthographie. („Pforzheimer Kurier" 10. 4. 1967)

Briefkasten

Cervelat — Servela

Durch Zufall erhielt ich kürzlich Kenntnis von dem beigelegten Artikel in der „Schweiz. Metzgerzeitung". Ein Griff nach der Jubiläumsausgabe des Dudens, in der auch das Wort Cervelat aufgeführt ist, drängte mich zur Frage: Wieso kommt eine Fachzeitung der Metzger dazu, ihren Lesern zu diktieren, Cervela, Mz. Cervelas, sei die einzig gültige Schreibweise? Wenn das Wort Cervelat nicht auch richtig sein sollte, warum wird es denn im Duden überhaupt angegeben? Bis heute schrieben die Kunden (Lebensmittelgeschäfte, Großmetzgereien) auf ihren Manuskripten mehrheitlich Cervelats. Ihre Stellungnahme würde mich wirklich interessieren, denn es geht darum, ob die Schweizer Vertreter in der Duden-Kommission so schlecht beraten waren bei der Aufnahme des Wortes Cervelat. — Es wäre bei dieser Gelegenheit sicher angebracht, auch einmal zu erklären, warum man Modelschinken und nicht Modellschinken schreiben sollte. Nachtrag: Der Zufall spielt mir das Manuskript einer Großmetzgerei in die Hände, auf dem mit großen Buchstaben geschrieben stand: Goulage.

Der Artikel aus der „Schweizerischen Metzger-Zeitung" vom 4. August 1966 lautet:

Wieder einmal: Serwela, Cerwala oder Cervela?

Zu diesem schon des öftern wiederholten Thema schreibt uns ein Meister:

„Vor zwei Wochen brachte mir die Post u. a. die Preisliste einer bedeutenden schweizerischen Versandmetzgerei. Kaum habe ich die sorgfältig aufgemachte Werbeschrift geöffnet,